

## Anerkennung und Anrufung im Werk von Ingeborg Bachmann und Franz Kafka

H.M. Emrich, Hannover

Motto: Nur das Wortgeröll rollt, sonst tut sich nichts.

Ingeborg Bachmann

### 1.0 Was heißt Anerkennen?

Im Phänomen des Anerkennens steht einerseits das Erkennen, zum anderen die Vorsilbe „an“, so wie im An-rufen, dem An-sprechen, dem Rilke´schen An-singen“ (in den Duineser Elegien). Erkennen aber ist mehr als Wahrnehmen: ich erkenne etwas oder jemanden als etwas, im Sinne eines Konzeptes, einer Kategorie, einer Erinnerung. Ich sehe ein Haus, zuerst Schattenrisse: das könnte ein Haus sein: ist es vielleicht sogar das Haus meiner Eltern? Es sind Wahrnehmungen, Anmutungserlebnisse, Imaginationen und konkrete Erinnerungen im Spiel: und schließlich erkenne ich es als dieses: es ist mein Elternhaus.

Das Anerkennen ist eine weitere Steigerung. Ich erkenne etwas nicht nur als etwas wieder, sondern ich anerkenne es nach Durchlaufen von Zweifeln über die Identität des Gegenstandes oder der Person des Anderen, erkannten an.

Dieses Anerkennen aber hat nun wiederum zwei Stufen: einmal die Stufe der völligen Übereinstimmung der Erkenntnis mit meinen Konzepten, Kriterien und Bewertungen ich muss anerkennen: dies ist – nach allen meinen Maßstäben, Erfahrungen und Werte-Richtlinien: eine gute Lehrerin, ein guter Dirigent, eine tüchtige Ärztin. Dies nenne ich „immanente Anerkennung“.

Darüber hinaus gibt es aber noch eine höhere Form der Anerkennung; ich nenne sie die „transzendierende Anerkennung“. Sie anerkennt den/die Andere als sie selber – auch jenseits meiner eigenen kategorialen Bestimmungen und Wertewelten, einfach deshalb, weil diese Form des Anerkennens berücksichtigt: ebenso wie bei der An-rufung haben wir bei der An-Erkennung die Andersheit des Anderen gewissermaßen „nicht im Griff“. Es gibt etwas, ein surplus, ein Darüber-hinaus, das sich unserem Wissen, unseren Erkenntnismöglichkeiten entzieht. Es ist dies die Sehnsucht nach dem Ganzen, dem Vollkommenen, dem Vollständigen.

„Wir aber sind unvollständig. Etwas fehlt!“ (Karin Schäfer). Nun, wie gehen wir damit um, dass etwas fehlt? Das ist die Frage nach dem Kategorialen. Ich muss den/die Andere/n anerkennen als ihn/sie selbst, jenseits meiner Kategorien. Franza: „Ich bin doch nicht als Patientin zu ihm gekommen; das hätte ihn gerechtfertigt.“

Bei der „transzendierenden Anerkennung“ ist etwas im Spiel, was man psychoanalytisch auf das Unbewusste beziehen kann, das sich ja auch weitgehend den kategorischen Bestimmungen entzieht; und das philosophisch sich ergibt, wenn man die Blick-Theorie in J.P. Sartres Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“ kritisch würdigt. In Sartres Kapitel „Der Blick“ ist der Andere „Objekt“; er ist Teil meiner Entfernungen, von mir quasi vermessen. Und er kann sich wehren, indem er (kämpferisch), Anerkennung verlangend, mit mir dasselbe macht. Anerkennen aber heißt, der Andere ist über „meine Entfernungen hinaus“, der/die er/sie selbst ist: als er/sie selbst.

Nun kurz vorab zur Anrufung: Die Anrufung hat mit der „transzendierenden Anerkennung“ gemein, dass sie sich den kategorialen Bestimmungen weitgehend entzieht. Sie stammt aus dem Unbestimmten und Unbestimmbaren und kommt aus Schlafen und Träumen und Phantasien, aus der Welt des Erwachens auf uns zu. Die Anrufung kommt, tiefenpsychologisch gesprochen, aus der Welt des Unbewussten auf uns zu mit dem Ziel, in uns die Welt der Intuition für Andere und uns selbst zu öffnen. Paradigmatisch hierfür ist theologisch der Satz: „Du bist gemeint – ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen.“ und bei Franz Kafka, im Prozess-Roman, das Kapitel „Im Dom“ (S. 192): „Fast hatte er schon das Gebiet der Bänke verlassen und näherte sich dem freien Raum, der zwischen ihnen und dem Ausgang lag, als er zum erstenmal die Stimme des Geistlichen hörte. Eine mächtige, geübte Stimme. Wie durchdrang sie den zu ihrer Aufnahme bereiten Dom! Es war aber nicht die Gemeinde, die der Geistliche anrief, es war ganz eindeutig, und es gab keine Ausflüchte, er rief: »Josef K.!“

## 2.0 Anerkennungsfilosofie

Fragen nach der Anerkennung des Anderen sind Fragen nach unserem Umgang mit dem Fremdpsychischen. Wie können wir das Anderssein, das Sein der anderen Seele in unser Leben integrieren? J.-P. Sartre sagt an einer Stelle seines

Werkes: „Die Hölle, das sind die Anderen.“ In der Existenz des Fremdpsychischen liegt eine große Herausforderung, aber auch eine große Chance. Sie ist Identitätsentwicklung und Identitätsbedrohung in eins.

Die Anerkennungsphilosophie geht aus von den Werken Martin Bubers und Franz Rosenzweigs und kulminiert im Werk des Philosophen Emmanuel Levinas. Zentrum dieses Denkens ist das Konzept des „Antlitzes des Anderen“ als Sprache, als Anruf, der sich in dem Satz der Anerkennung verwirklicht, „Du wirst mich nicht töten. Du wirst keinen Mord begehen.“ (Vorleistung)

Die Philosophin und Dichterin Ingeborg Bachmann hat sich in den letzten 10 Jahren ihres Schaffens ganz einem Dichtungswerk gewidmet, das sie als das „Projekt Todesarten“ bezeichnet hat. Hier ragt neben dem Roman „Malina“ das Buch „Der Fall Franza“ heraus. Franza, Franziska Ranner, wird zum „Fall“ ihres Mannes, des „Fossils“, eines Psychiatrieprofessors, der alles Leben in Diagnostizieren und Analysieren verwandelt, der Menschen zu puren Objekten macht. Ein Buch nicht über Anerkennung sondern Aberkennung. Im Text heißt es: „Psychiatrieprofessor Jordan (lächelnd): *Oh, du vergreifst dich wohl im Ton. Wann ließe ich dich nicht sagen, was du sagen willst.*

Franza (schluckend): *Immer, es ist, ich kanns nicht erklären, ich habe nie mit jemand anderem das Gefühl gehabt, daß ich auf jedes Wort achten muß, man muß doch reden können, wie man will, wenn man mit jemand lebt, und ich fange an aufzupassen, ich weiß nicht, was das ist. Du beobachtetest mich immer, du lebst nicht mit mir, du betrachtetest mich, du hörst zu und sezierst es, ich merke beinahe, wie an deinem Ohr etwas steht und aufpaßt. Du hast einen Aufpasser im Ohr, in deinen Augen, ich komme mir wie beschattet vor, das ist es. Es ist so unnatürlich.“*

Die Problemlage der Anerkennungsphilosophie lässt sich auch formulieren unter dem Titel „Wie wird man zum Fall“?

Der Franza-Roman heißt nicht umsonst „Der Fall Franza“; Franziska Jordan, geb. Ranner, erlebt sich als jemand, dessen Leben zu einer Fallgeschichte, zu einer Casuistik gemacht worden ist. Cadere heißt fallen; wenn Menschen etwas „ordnen“, dann sortieren sie; die Dinge fallen hinein in Sortierkörbe. Undurchdringlichkeit des Daseins des Anderen/der Anderen anerkennen. Die Vielfalt des Lebens, die wir alle in uns haben, die Einmaligkeiten, die Unverwechselbarkeiten, die „Singularitäten“, das Einzelne und Besondere: sie

lassen sich im Sinne der Reduktion, der Rückführung, der rückführenden Vereinfachung auf Fälle, auf Fallbeispiele beziehen; das nennt man Wissenschaft. Etwas wissen heißt etwas als etwas wissen. Wir wissen etwas „als dieses da“; dies bedeutet sehr schnell auch eine Verkleinerung, worauf insbesondere Emmanuel Lévinas (in seinem Werk „Totalität und Unendlichkeit“) hinwies. Im Leben wiederholt sich so vieles als einem schon Dagewesenen ähnlich oder sogar damit identisch, dass das Wissen von etwas „als etwas“ in der Regel als Sortiervorgang erscheint. In der klassischen Metaphysik des Aristoteles sind es die Kategorien, die dafür sorgen, dass Ordnung sein kann. Katägoros aber heißt der Ankläger. Wir sind hier in einem Zusammenhang angekommen, den der Philosoph Dieter Henrich als „juridisch“ bezeichnet hat - und zwar im Hinblick auf die Kategorientafeln in Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Juridisch heißt „auf das Recht bezogen“. Den Dingen soll Recht geschehen (Kleist: im „Zerbrochenen Krug“, wo die Mutter Marthe die Frage stellt, ob dem zerbrochenen Krug „sein Recht geschehen“ kann). Wie kann man den Dingen dieser Welt, den Dingen des Lebens gerecht werden? Eine Weise, dies zu tun, sind „Fall-Geschichten“. Bei Ingeborg Bachmann heißt es, dass das Leben, ja sogar die Küsse: „Gewogen, zerlegt, pulverisiert, eingeteilt und untergebracht“ werden. Lévinas, spricht in seinem Werk „Totalität und Unendlichkeit“ von der „Kriegsontologie“, von der Ontologie des Krieges, wie wir sie in dem modernen (scheinbar) naturbeherrschenden Lebensgefühl abendländischer Wissenschaftlichkeit etablieren: „Im Krieg zerreißt die Wirklichkeit die Wörter und Bilder, die sie kaschieren, um sich in ihrer Nacktheit und Härte aufzuzwingen. Das Gegenbild dieser kategorialen, d.h. als Ankläger auftretenden Ontologie, ist die „Milde“, die über den Dingen liegt. Man könnte sagen, einer Dichterin wie Ingeborg Bachmann ist es darum zu tun, in ihrem Werk etwas von dieser Milde als Gegenpol aufstrahlen zu lassen.

In diesem Sinne lässt sich die Frage: „Was ist das Besondere an der Anerkennungs-Philosophie von E. Levinas?“ so beantworten: im Mittelpunkt steht der ethische Impuls, der die herkömmliche Erkenntnistheorie weitgehend aufgesogen hat und eine neue Erkenntnistheorie etabliert; Das Anderssein ist meinem Sein vorgängig, ist Botschaft aus einem anderen Sein. Es geht nicht mehr um die Frage, „was“ der andere ist, reine „Washeit“, sondern es geht ausschließlich um die Andersheit des Anderen als Person, als ein „Jemand“,

ausschließlich um seine personale Identität. Die Form der Begegnung ist eine solche, für die Levinas einen besonderen Begriff geprägt hat, er heißt "Antlitz". Für Levinas liegt die Lösung der ethischen Probleme in einer bestimmten Form der Anerkennung des Anderen, einer bestimmten Form der transzendentalen apriorischen Selbstbeschränkung des Betrachters, d.h. wer erkennt, wer betrachtet, wer Wissenschaft macht, muss sich zugleich einem bestimmten Modus der Zugewandtheit zum "Anderen als anderem" öffnen, die Levinas als "Antlitz" "Sprache" nennt. Sprache ist hier eine philosophische Dimension der Öffnung des Bewusstseins weg von der "Totalisierung", weg von der Kriegserklärung, weg von der "Pulverisierung" (Bachmann) der Dinge des Lebens.

Da Franza in einem Zusammenhang der Verdinglichung ihrer Person, in der sogar ihr Kind gegen ihren Willen abgetrieben wird, keinen Ausweg mehr für sich sieht, entschließt sie sich, in ihre seelische Wahrheit offenbarenden Spaltungswahnsinn in die Wüste zu gehen und sich einzugraben, zu sterben, und sich der Erde zurückzugeben. "Zum Fall werden" kann bedeuten, im Wüstensand zu enden.

### 3.0 Dissoziation und Angst in Ingeborg Bachmanns literarischem Spätwerk

Schlagt alle Bücher zu, das Abrakadabra der Philosophen, dieser Angstsatiren, die die Metaphysik bemühen und nicht wissen, was die Angst ist. Die Angst ist kein Geheimnis, kein Terminus, kein Existential, nichts Höheres, kein Begriff. Gott bewahre, nicht systematisierbar. Die Angst ist nicht disputierbar, sie ist der Überfall, sie ist der Terror, der massive Angriff auf das Leben. Das Fallbeil, zu dem man unterwegs ist, in einem Karren, zu seinem Henker, angeblickt von einer verständnislosen Umgebung, einem Publikum, und mein Publikum war mein Mörder.  
*Aus „Der Fall Franza“*

Das Todesarten-Projekt:

Es handelt sich dabei um 4 komplex ineinander verflochtene Romane: „Malina“, „Der Fall Franza“, „Fanny Goldmann“ und um den „Rottwitz-Roman“, unvollendete Werke und Werkfragmente, die gerade in ihrem fragmentarischen Charakter – in ihrer spezifischen Bezogenheit aufeinander – ihrerseits Zeugnis ablegen vom Phänomen der Dissoziation und Selbstentfremdung. Diese Texte kann man auffassen als die

quasi tektonischen Schichten eines Gebirges, durch die der Leser seinen je eigenen Weg hindurch finden und somit erlesen wird. Hinzu kommen die vor 10 Jahren veröffentlichten, nicht zur Publikation vorbestimmten Gedichte aus dem Nachlass – von einzigartiger Prägnanz und zugleich Tragik. Um Sie in den heiligen Ernst, die spezifische Sprachlichkeit und Besonderheit des „Todesarten-Projekts“ einzuführen, beginne ich mit der von Ingeborg Bachmann 1966 in Zürich vorgetragenen Vorrede, die einen Blick auf das Gesamtkonzept „Todesarten“ zulässt.

„Meine Damen und Herren, ich habe ihnen einige Stücke aus einem Roman vorzulesen, es sollten vier Kapitel sein, aber da ich mich in dem Papierwust eines Prosaisten noch nicht zurechtfinde, sind es doch nur zwei Kapitel, das erste und das letzte, die jetzt soviel Platz und Zeit wegnehmen wie vier. Da Sie immer nur über ein Bruchstück Aufschluß erhalten, müßte ich Sie mit einem Inhaltsverzeichnis ausrüsten, aber Sie wissen wohl, daß es heute schwer ist, für ein Buch eine Inhaltsangabe zu machen. Der Inhalt also, der nicht der Inhalt ist, sieht so aus: ein junger Mann, Assistent an einem Wiener Institut, Geologe, der sich zuletzt umentschließen wird, die Zeitalter zugunsten des Zeitalters aufgibt und Historiker wird, ein Mann von achtundzwanzig Jahren, in Wien wohnhaft, aus Kärnten stammend, trifft vor einer Reise, zu der ihm ein ihm irrtümlich zugefallenes Stipendium verhilft, mit seiner Schwester zusammen, die schwerkrank aus einer Klinik in Baden bei Wien verschwunden ist. Diese ältere Schwester nun, ihr Sterben, ist in diesem Buch, und die Begleitung, die der Bruder ihr gibt, der am Ende aller Bindungen ledig wird. Das Buch ist aber nicht nur eine Reise durch eine Krankheit. Todesarten, unter die fallen auch die Verbrechen. Das ist ein Buch über ein Verbrechen. Es ist mir und wahrscheinlich auch Ihnen oft durch den Kopf gegangen, wohin das Virus Verbrechen gegangen ist - er kann doch nicht vor zwanzig Jahren plötzlich aus unsrer Welt verschwunden sein, bloß weil hier Mord nicht mehr ausgezeichnet, verlangt, mit Orden bedacht und unterstützt wird. Die Massaker sind zwar vorbei, die Mörder noch unter uns, oft beschworen und manchmal festgestellt, nicht alle, aber einige, in Prozessen abgeurteilt. Die Existenz dieser Mörder ist uns allen bewußt gemacht worden, nicht durch mehr oder minder verschämte Berichterstattung, sondern eben auch durch die Literatur. Nun hat dieses Buch aber wenig, nur sehr wenig damit zu tun. Es versucht, mit etwas bekanntzumachen, etwas aufzusuchen, was nicht aus der Welt verschwunden ist. Denn es ist heute nur unendlich viel schwerer, Verbrechen zu begehen, und daher sind diese Verbrechen

so sublim, daß wir sie kaum wahrnehmen und begreifen können, obwohl sie täglich in unserer Umgebung, in unserer Nachbarschaft begangen werden. Ja, ich behaupte und werde nur versuchen, einen ersten Beweis zu erbringen, daß noch heute sehr viele Menschen nicht sterben sondern ermordet werden. Denn nichts ist ja, wenn auch nicht gewaltiger, das vielleicht, aber jedenfalls ungeheurer als der Mensch, wenn ich Sie an eine Schulstunde erinnern darf. Die Verbrechen, die Geist verlangen, an unseren Geist rühren und weniger an unsre Sinne, also die uns am tiefsten berühren - dort fließt kein Blut, und das Gemetzel findet innerhalb des Erlaubten und der Sitten statt, innerhalb einer Gesellschaft, deren schwache Nerven vor den Bestialitäten erzittern. Aber die Verbrechen sind darum nicht geringer geworden, sie verlangen nur ein größeres Raffinement, einen anderen Grad von Intelligenz, und sie sind schrecklich.“

Aus dieser Vorrede wird von vornherein klar, dass es hier um etwas ganz Fundamentales geht: um ein Lebenskonzept im Hinblick auf das Problem Trauma, Traumatisierung, frühe und späte seelische Erschütterung, Seelentod, psychischen Mord.

Das Faszinierende an Ingeborg Bachmanns Darstellung, das was für uns Psychotherapeuten und Psychoanalytiker fundamental ist, ist der Begriff des „sublimen Verbrechens“, des sublimen Mordes innerhalb der Grenzen des Erlaubten. Das ist etwas, womit wir als Therapeuten so häufig konfrontiert werden, Seelenmord innerhalb der Grenzen des Legalen, des Gewöhnlichen, des Unauffälligen, des Erlaubten. So sagt die Dichterin: „...daß wir die sublimen Verbrechen kaum begreifen können, obwohl sie täglich in unserer Umgebung, unsere Nachbarschaft begangen werden.“

Dieses Konzept gibt natürlich der Frage nach Angst und Dissoziation ein ganz besonderes Gepräge.

Was ist nun aber das Besondere (die Legitimation) an einer Ingeborg-Bachmann-Vorlesung in psychotherapeutischer Hinsicht? Es ist m.E. die vermittelnde Konstellation zwischen literarischem Kunstwerk, psychischem Geschehen und Philosophie.

Ich möchte Ihnen diese Vermittlungsleistung versuchen deutlich zu machen, anhand eines Beispiels aus der Philosophie des deutschen Idealismus, in diesem Falle von Schelling. Dabei ging es Schelling um die Frage, wie wir Wissenschaft und Leben, die immer mehr auseinanderzutreten drohten, noch verbinden können.

Schelling war der Meinung, dass eine vermittelnde Position zwischen Wissenschaft und Leben nur in der Form der Kunst möglich ist. In unserem Fall in philosophischer Dichtung, philosophischer Lyrik, ist es die Verbindung von philosophischer Wissenschaft, psychischem Leben und der Kunst der Schriftstellerin, die uns als vereinigende Triangulierung entgegentritt. Dies hat mit der für mich zentralen Einfangsfrage dieses Vortrags zu tun: gibt es eine angemessene Sprache für unser seelisches Dasein? Man könnte ja der Meinung sein, und ich denke Ingeborg Bachmann war dieser Auffassung, dass Wissenschaft mit ihrem Begriffsapparat in spezifischer Weise an besonderen Qualitäten des Seelischen vorbeigeht, ja vorbeigehen muss. Der Dichterin geht es um eine Form der Realität, die das „Innen“ betrifft, die wie sie sagt „tatsächlichen Dramen“, die sich real abspielen. Dies ist ein vehementer Aufstand gegen das Wegrationalisieren des Pathischen, des Traumatischen, des an sich Heranlassens der Verletzungen im Selben und im Anderen durch Wissenschaft. So heißt es in der bereits zitierten Vorrede zum Franza-Roman: „Die Schauplätze sind Wien, das Dorf Galicien und Kärnten, die Wüste, die arabische, lybische, die sudanische. Die wirklichen Schauplätze, die inwendigen, von den äußeren mühsam überdeckt, finden woanders statt. Einmal in dem Denken, das zum Verbrechen führt, und einmal in dem, das zum Sterben führt. Denn es ist das Innen, in dem alle Dramen stattfinden, kraft der Dimension, die wir oder imaginierte Personen diesem Leidenmachen und Erleiden verschaffen können. Es ist nicht wahr, daß wir in einer Zeit ohne Dramen leben, die Behauptung ist so unhaltbar wie jede andre, auch die meine vielleicht, daß es sie gibt. Aber ich fürchte, da ich hier mein Buch zu vertreten habe, für dieses Buch zu fürchten habe, daß die andre Behauptung und die andren Theorien die unwahren sind.“

Diese Position des „Authentischen“ in der Dichtung hat Ingeborg Bachmann in ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1959/1960 ausführlich dargelegt und begründet. Da heißt es: „Von einem notwendigen Antrieb, den ich vorläufig nicht anders als einen moralischen vor aller Moral zu identifizieren weiß, ist gesprochen worden, einer Stoßkraft für ein Denken, das zuerst noch nicht um Richtung besorgt ist, einem Denken, das Erkenntnis will und mit der Sprache und durch Sprache hindurch etwas erreichen will. Nennen wir es vorläufig: Realität. Ist diese Richtung einmal eingeschlagen, und es handelt sich nicht um eine philosophische, um keine literarische Richtung, so wird sie immer eine andere sein. Sie führte Hofmannsthal woanders hin als George, sie war eine andere wieder für Rilke, eine andere für



Kafka; Musil war einer ganz anderen bestimmt als Brecht. Dieses Richtungnehmen, dieses Geschleudertwerden in eine Bahn, in der gedeiht und verdirbt, in der von Worten und Dingen nichts Zufälliges mehr Zulaß hat ... Wo dies sich zuträgt, meine ich, haben wir mehr Gewähr, für die Authentizität einer dichterischen Erscheinung, als wenn wir ihre Werke absuchen nach glücklichen Merkmalen von Qualität.“

Die Lebensthemen, die dazu führten, dass bei Ingeborg Bachmann Sprache als Realität erscheint, Themen, die dieses „Geschleudertwerden“ bewirken (Kategorialisierung, Schematismus), sind bei Ingeborg Bachmann in dem riesigen Werk „Todesarten“ untereinander verfugt. Sie stammen aus frühen traumatischen Erlebnissen, die sich mit 12 Jahren durchlitt, wo im Einmarsch der Nazis in Klagenfurt das Schreien und Marschieren und die Gewalttätigkeit des „Besetzens“ in ihrem Tagebuch reflektiert wird. „Es hat einen bestimmten Moment gegeben, der hat meine Kindheit zertrümmert. Der Einmarsch von Hitlers Truppen in Klagenfurt. Es war etwas so Entsetzliches, daß mit diesem Tag meine Erinnerung anfängt. Durch einen zu frühen Schmerz, wie ich ihn in dieser Stärke vielleicht später überhaupt nie mehr hatte. Natürlich habe ich das alles nicht verstanden in dem Sinn, in dem es ein Erwachsener verstehen würde. Aber diese ungeheure Brutalität, die spürbar war, dieses Brüllen, dieses Singen und Marschieren – das Aufkommen meiner ersten Todesangst. Ein ganzes Heer kam da in unser stilles, friedliches Kärnten...“.

Das große Thema, das hier angeschlagen wird, ist die Frage nach der Vergewaltigung der Wirklichkeit (und damit auch der Sprache) durch eine Form der Totalisierung, für die Emmanuel Levinas in seinem Werk „Totalität und Unendlichkeit“ den Begriff der „Kriegsontologie“ gefunden hat. Ingeborg Bachmann hat diese Frage in der Situation als 19jährige in der Befreiung sehr intensiv thematisiert. So heißt es in der Biographie von Hans Höller: „Als ihr und den anderen Mädchen Anfang 1945 befohlen wurde, am Stadtrand von Klagenfurt Verteidigungsgräben auszuheben, beratschlagen sie untereinander die Desertion. *Ich habe immer nur gedacht, dass das zum Himmel schreit, was man mit uns treibt. Die Erwachsenen, die Herren „Erzieher“, die uns umbringen wollen.* Sie bereitet die Flucht ins Gailtal vor. *Wilma hat Angst, dass wir wegen Desertion erschossen werden könnten.* Und dann steht im Tagebuch die Eintragung: *Nein, mit den Erwachsenen kann man nicht mehr reden.* Die Welt des Kriegs, den die Nazis entfesselt haben, ist zum Alptraum geworden, unbändig der Wunsch, aus der „Ödnis eines entlarvten Landes“ (Ilse Aichinger) wegzukommen.“

Die philosophische Psychologie der Anerkennung, die ich hier zu vertreten habe, bezieht sich auf innere Vorgänge der Legitimation, der Selbstlegitimation bis hin zu den Fragen nach dem Gewissen und von so etwas wie einem „inneren Gericht“. Hierbei geht es also nicht darum, ob jemand vor Gericht „Recht bekommt“, denn der Volksmund sagt ganz richtig: „Recht haben und Recht bekommen sind zweierlei.“ Vielmehr geht es um so etwas wie „intrapersonale Gerechtigkeit“, innere Dialoge innerhalb einer Person, die sich gewissermaßen abspielen zwischen dem Selbst, dem „Kern der personalen Identität“ und den Ikonographien, Ichkonstrukten, den eigenen Identitätsbildern, den wenn man so will „Avataren in uns“, die wir uns zurechtlegen (Paul Ricoeur spricht von „Rollenidentitäten“), um das Leben zu bestehen und eine Kohärenz zwischen unserem Dasein und der sozialen Situation in der wir vorkommen, herstellen zu können. Der in dieser Hinsicht vielleicht bedeutungsvollste Roman des 20. Jahrhunderts stammt von Franz Kafka: „Der Prozeß“. Bei dieser Anerkennungs-Metaphysik Kafkas geht es um innere Prozesse der Legitimation und Wiederherstellung innerer Kohärenz: dies hat Franz Kafka in seinem Prozess-Roman an vielen Stellen deutlich gemacht wo es beispielsweise heißt (S. 50), im Kapitel „Erste Untersuchungen“: „Ihre Frage, Herr Untersuchungsrichter, ob ich Zimmermaler bin – vielmehr, Sie haben gar nicht gefragt, sondern es mir auf den Kopf zugesagt –, ist bezeichnend für die ganze Art des Verfahrens, das gegen mich geführt wird. Sie können einwenden, daß es ja überhaupt kein Verfahren ist, Sie haben sehr recht, denn es ist ja nur ein Verfahren, wenn ich es als solches anerkenne. Aber ich erkenne es also für den Augenblick jetzt an, aus Mitleid gewissermaßen.“ Es ist also, wie Kafka zeigt, eine Frage der inneren „Entscheidung“, ob die Frage der inneren Legitimationsprozesse anerkannt und wirksam wird, oder nicht. Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist, dass es in dem Anfangskapitel „Verhaftung“ um „Legitimationspapiere“ geht. Und dass es um eine „Entscheidung“ geht, sieht man daran, dass Josef K., an seinem 30sten Geburtstag frühmorgens in seinem Zimmer verhaftet, zu seiner Zimmerwirtin sagt (S. 30): „Man ist aber so wenig vorbereitet. In der Bank z.B. bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas derartiges unmöglich geschehen, ich habe dort einen eigenen Diener, das allgemeine Telephon und das Bureautelephon stehen vor mir auf dem Tisch, immerfort kommen Leute, Parteien und Beamte; außerdem aber und vor allem bin ich dort immerfort im Zusammenhang der Arbeit, daher geistesgegenwärtig, es

würde mir geradezu ein Vergnügen machen, dort einer solchen Sache gegenüber gestellt zu werden. Nun, es ist vorüber und ich wollte eigentlich auch gar nicht mehr darüber sprechen, nur Ihr Urteil, das Urteil einer vernünftigen Frau, wollte ich hören ...“

Eine Besonderheit bei dieser Frage nach „innerer Gerechtigkeit“ ist auch, dass es hier keine eindeutigen Urteile geben kann. Das wird in Franz Kafkas Prozess-Roman im Kapitel „Advokat – Fabrikant – Maler“ dargestellt wo es heißt (S. 164): „Im Gesetz, ich habe es allerdings nicht gelesen, steht natürlich einerseits, daß der Unschuldige freigesprochen wird, andererseits steht dort aber nicht, daß die Richter beeinflusst werden können. Nun habe aber ich gerade das Gegenteil dessen erfahren. Ich weiß von keiner wirklichen Freisprechung, wohl aber von vielen Beeinflussungen. Es ist natürlich möglich, daß in allen mir bekannten Fällen keine Unschuld vorhanden war. Aber ist das nicht unwahrscheinlich, in so vielen Fällen keine einzige Unschuld? ... Solche Freisprüche ... soll es allerdings gegeben haben. Nur ist es sehr schwer, das festzustellen. Die abschließenden Entscheidungen des Gerichts werden nicht veröffentlicht, sie sind nicht einmal den Richtern zugänglich, infolgedessen haben sich über alte Gerichtsfälle nur Legenden erhalten. Diese enthalten allerdings sogar in der Mehrzahl wirkliche Freisprechungen, man kann sie glauben, nachweisbar sind sie aber nicht.“

Man kann also sagen: der „innere Prozess“, der sich in der Person Josef K., in gewissem Sinne Franz Kafka selbst, abspielt, ist unabschließbar, er kommt zu keinem klaren Ende, zu keinem klaren Ergebnis, man denke an den großen Satz in dem Kapitel „Im Dom“, wo Josef K. zum Gefängnisgeistlichen sagt (S. 222): „Wie kann denn ein Mensch überhaupt schuldig sein. Wir sind hier doch alle Menschen, einer wie der andere.“ Darauf antwortet der Gefängnisgeistliche: „Das ist richtig“, ... aber so pflegen die Schuldigen zu reden.“

## 4.0 Entfremdung, Anrufung und innerer Prozess

Motto: „Innere Gerechtigkeit“ ist ohne Intuition  
für sich und andere nicht zu haben

### 4.1 Einleitung

Mit dem großen Thema „Entfremdung“, verstanden als Selbstentfremdung des Menschen, weg von seinem „natürlichen Bewusstsein“, hat Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seinem großen Werk „Phänomenologie des Geistes“ einen der entscheidenden, zentralen Akzente der entstehenden Moderne herausgestellt. Denn die Moderne mit ihren Technologien, innovativen aufklärerischen Ideen über die Natur des Menschseins und damit die Entstehung einer „zweiten Natur“ entfaltet eine Sogwirkung für uns alle die dazu führt, dass wir uns mit dinglichen, technischen, begrifflichen scheinbar feststehenden Phänomenen unseres Daseins so sehr identifizieren, dass wir von uns selber weitgehend abstrahieren und damit auf eine – wie Franz Kafka zeigt – geradezu abgründige Weise in Spaltungsphänomenen leben, deren Frakturlinien wir erkennen, sie aber nicht überwinden können. So hat Hegel ausgeführt, dass die Rückkehr zur quasi „natürlichen Unschuld“ des Daseins nicht „regressiv“ auf einem Wege einer gewissermaßen „Rückkehr ins Paradies“ möglich ist, sondern, wenn überhaupt, nur durch einen transzendierenden Schritt des Überstieges, in der die Vernunft sich gewissermaßen selber einholt und in einer höheren Synthese so etwas wie „Natürlichkeit“ zu rekonstruieren versucht.

Diese Fragen der transzendierenden Überwindung der Selbstentfremdung hat auch einen zeitphilosophischen Aspekt, den der Berliner Philosoph Michael Theunissen in seinem zeitphilosophischen Werk „Negative Theologie der Zeit“ in folgender Weise charakterisiert: „Die Zeit herrscht über uns, über uns Menschen ebenso wie über die Dinge. Und zwar richtet sie eine entfremdende, keine befreiende Herrschaft über uns auf. ... Daß die uns beherrschende und durchherrschende Zeit auch durch uns herrscht, haben wir Menschen den Dingen zwar voraus. Aber das Subjekt, durch das die Zeit ihre Herrschaft ausübt, ist sich entfremdet.“ Man kann das auch so formulieren: indem ich die Zeit als Vehikel meines Tuns verwende, verfall ich der sortierenden Entfremdung. Der Versuch von Subjekten, innerhalb der Zeit die Zeit zu

durchherrschen und in diesem Sinne sich einen Freiraum zu erschaffen, ist mit der fundamentalen Selbst-Einbuße verbunden, wie Theunissen sagt, dass wir uns von uns selber distanzieren müssen, um diesen Freiraum möglich zu machen.

#### 4.2 Entfremdung im Werk Franz Kafkas

Dieses Opfer kann schwer und groß sein. Exemplarisch soll es in dieser Vorlesung dargestellt werden anhand des Schicksals des großen Dichters der menschlichen Abgründigkeit Franz Kafka, insbesondere anhand des überwältigend großartigen „Prozess-Romans“, einleitend aber auch anhand des parallel hierzu entstandenen riesigen Briefwerkes, nämlich den Briefen an die Geliebte Kafkas in Berlin, Felice Bauer; Briefe, über die kurz nach ihrem Erscheinen Elias Canetti gesagt hat – und zwar unter dem Titel „Der andere Prozess“ – diese Briefe seien gewissermaßen eine Parallel-Welt zu seiner großen, sein Leben fast ganz durchherrschenden imaginativen Dichterwelt. In den Briefen an Felice spricht Kafka immer wieder davon, dass sein gewissermaßen „Sehnsuchtspunkt“, der sich auf Felice als Frau, als Person, als wenn man so will im Jungschen Sinne „Anima“ bezieht, die „Natürlichkeit“ ihres Daseins ist, etwas was ihm weitestgehend selbst verschlossen war.

Franz Kafka war vielleicht eine Art Kunst-bedingter Eremit mit großer Einsamkeits-Sehnsucht und zugleich großem Leiden unter seiner Einsamkeit; eine Nietzschesche Gestalt mit einer Zarathustra-Lebensform. Dabei entsteht zugleich aber auch eine Sehnsucht nach „Leben“, nach der großen Ergänzung, nach der Frau. So sagt Kafka, er kennt kein höheres Ideal, als erfolgreich im Leben zu stehen und eine Familie zu ernähren.

Es gibt somit auch die gegenteilige Intention Kafkas, man könnte sie nennen: das „Leben lernen“; und lieben ein Versuch, sich dem Leben zu nähern, dem „Ruf des Lebens“ zu folgen. Kafka erlebt aber diesen Ruf des Lebens als doppeläufig dadurch, dass er das Leben selbst als in sich entfremdet wahrnimmt. Und dadurch entsteht die ganz, ganz große Schwierigkeit, „ins nächste Dorf zu reiten“, wie Kafka einmal formulierte.

Man kann in diesem Sinne sagen, dass Franz Kafka in drei Welten lebte, die er nur schwer miteinander vermitteln konnte, einmal einer sehr engen familialen Welt, deren

Bedrücktheit er sowohl in dem Brief an den Vater als auch in der Novelle „Die Verwandlung“ beschrieben hat, zum anderen die sehr enge und fordernde Berufswelt als Versicherungsjurist und schließlich die für ihn rettende, befreiende, sinnstiftende hoch komplexe, z.T. aus tiefen Träumen gespeiste Dichterwelt der Transzendierung, ja fast kann man sagen der „Erlösung“, eine Situation, die sein Freund Max Brod eindrucksvoll in einem Brief an Felice beschrieben hat, wo er sagt (Brief vom 22.11.1912): „Wenn die Eltern ihn so lieben, warum geben sie ihm nicht 30000 Gulden wie einer Tochter, damit er aus dem Büro austreten kann und irgendwo an der Riviera, in einem billigen Örtchen, die Werke schafft, die Gott durch sein Gehirn hindurch in die Welt zu setzen verlangt? – Solange Franz nicht in dieser Lage ist, wird er nie vollständig glücklich sein. Denn seine ganze Organisation schreit nach einem friedlichen, der Dichtkunst gewidmeten, sorglosen Leben. Unter den heutigen Umständen ist sein Leben mehr oder minder ein Vegetieren mit glücklicheren Lichtmomenten.“

Ich habe eben vom „Ruf des Lebens“ gesprochen, einer Formulierung von Arthur Schnitzler, Hermann Hesse und R.M. Rilke – und ich meine damit, dass für Franz Kafka das Phänomen des „Rufes“, des Gerufenwerdens, der Anrufung ein zentrales, lebensbestimmendes Motiv darstellt, welches er in der Begegnung mit Felice aktualisiert erlebt hat und das er versuchte konkret lebendig und in diesem Sinne „wirklich“ werden zu lassen. Das Phänomen des „Rufes“ spielt – wohl gerade aus diesem Grunde – in seinem Prozess-Roman eine zentrale Rolle, insbesondere in dem Kapitel „Im Dom“, wo Josef K., der im riesigen Dom zufällig, indem er einen italienischen Gast der Versicherung dort herumführen möchte, diesen aber verpasst vom Gefängnisgeistlichen des Gerichts von der Kanzel herab gerufen wird „Josef K.“ Was ist dieser Ruf und was bedeutet er im Hinblick auf das hier Phänomen der „inneren Gerechtigkeit“, „inneren Legitimation“ der Überwindung von Entfremdung und Spaltungspänomenen? In meiner Einführung zu dem sehr eindrucksvollen Kafka-Buch meines Freundes und Kollegen Wiebrecht Ries sage ich hier Folgendes:

#### 4.3 Anrufung und „innerer Prozess“

Der Prozess-Roman von Franz Kafka ist nicht ein Roman unter anderen in der Moderne: es ist *der Roman des 20. Jahrhunderts schlechthin*. In seiner

unergründlichen Verslossenheit und Unantastbarkeit ist dieser Text eine wissende Stimme, die zugleich aus dem Bewusstsein und aus dem Unbewussten zu uns spricht, wirklichkeitsschaffende Narration, die verrätselnd und erhellend unser Selbst- und Weltverhältnis zugleich eröffnet und wieder verschließt. Was ist der Hintergrund dieser dunkel-glasklaren Paradoxie des Geistes und der Seele? Darüber hat Wiebrecht Ries ein philosophisch-hermeneutisches Buch geschrieben, welches eine neuartige Lektüre anbietet, dies unter der Perspektive von Aufruf, Anrufung und Erweckung. Wer wird wie zu was erweckt? Aufgerufen, angerufen, sind wir alle, die wir uns diesem Roman nähern, als diejenigen, die, indem sie erwachen, „verhaftet“ werden: in eine rätselhafte Haft genommen durch einen zugleich inneren und äußeren Prozess, in dem wir gemeint sind: im Kapitel „Im Dom“ kann Josef K. sich der Stimme nicht entziehen, die seinen Namen ausspricht. Was bedeutet dieser Anruf?

In seiner als phänomenologisch-ontologisch zu charakterisierenden Lektüre zeigt Wiebrecht Ries, dass es um ein fundamentales Gewecktwerden der Romanfigur geht hin zu einer dynamischen Entwicklung im Selbstverhältnis, einen Prozess, den man als Weckung von Intuition auffassen kann.

Was aber heißt Intuition und wodurch wird sie geweckt?

Erwachensvorgänge von uns Menschen haben zwei Teile, zwei Stufen: das physische Erwachen in uns aus Schlaf und Traum einerseits, und das psychische Erwachen zu uns selbst, das man auch als ein „metaphysisches Erwachen“ charakterisieren kann. Wie werden wir hierzu geweckt? Davon handelt dieser undurchdringliche Roman. Man könnte die Frage stellen: inwieweit scheitert bei Josef K. der Weg von der ersten zur zweiten Form? Der Roman beginnt mit der ersten Erwachensform am dreißigsten Geburtstag. Es stellte sich die Frage, wie weit hat ihn der Weg geführt, der „Prozess“, bis hin zu dem Zeitpunkt kurz vor dem einunddreißigsten Geburtstag, wo das Erwachen der zweiten Stufe, das „transzendierende Erwachen“ ihm abgefordert wird. Es schenkt dem vom Dunkel der Welt getrübten Auge das plötzliche Sehen des *Glanzes*, "der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht."